

Literatur

Aufruhr im Paradies

Vor dem Kater kommt die Kündigung: Jonas Lüscher faszinierende Novelle „Frühling der Barbaren“ erzählt in verstörend leichten Worten von der Dramatik eines Börsencrashes.

Der Schritt, der eine Gesellschaft davor bewahrt, die Moral über Bord zu werfen, ist klein. Das ist die bittere Lektion, die der Schweizer Unternehmer Preisung aus dem Urlaub mit nach Hause bringt. Dabei steht sie in einem seltsamen Kontrast zu dem aufgeregten Ton des Erzählers. Was Preisung in der nordafrikanischen Wüste erlebt, nachdem er seine Geschäfte in der Stadt erledigt hat, ist eine Geschichte voller ungläublicher Wendungen, abenteuerlicher Gefahren und exotischer Versuchungen. Denn statt bei Anwendungen im Spa-Bereich des Luxushotels zu entspannen, wird er Zeuge von Hochmut und Fall in Zeiten der Krise.

Alles beginnt mit den Vorbereitungen einer luxuriösen Hochzeit, die ein junges Pärchen aus der Londoner Finanzwelt mit allem Prunk und siebzig Gästen, die eigens aus England angereist sind, ausrichtet. Der Leitspruch dieser Welt, je gedeckter die Farben der Badekleidung, desto gedeckter der Scheck, scheint jedoch inzwischen überholt. Das Spiel, auf das sich die jungen Leute im „Thousand and One Night Resort“ so gut verstehen, ist vielmehr so wirksam, weil ihnen die irrsinnigen Summen, die sie verdienen und mit denen sie in London tagtäglich hantieren, Sicherheit und Autorität verleihen. Dass diese nur geborgt sind und so sehr schwanken wie die Börsenkurse, wird der *jeunesse dorée* zum Verhängnis.

Jonas Lüscher faszinierende Novelle spielt zwar in naher Zukunft, erzählt

schiebt, als bei einem Jeep-Ausflug eine Gruppe Kamele von Touristen überfahren wird.

Während die Zeitungen längst nur noch ein Thema kennen, das überraschende Wiederaufflammen der Finanzkrise und dabei vor allem die mehr als prekäre Lage Englands, wird in schmucken weißen Zelten im lichten Palmenhain des Hotels gefeiert, als sei es das letzte Mal. Dann aber wird über Nacht der Geldhahn zugekehrt. Noch vor dem Kater erhalten die Feiernenden ihre Kündigungen per SMS. Ihre Plastikkarten sind nichts mehr wert, und auch die arabische Hotelmanagerin hat kein Mitleid mit den zahlungsunfähigen Gästen.

Es ist sicherlich kein Zufall, dass Jonas Lüscher derzeit bei Michael Hampe an der ETH Zürich eine Promotion zu

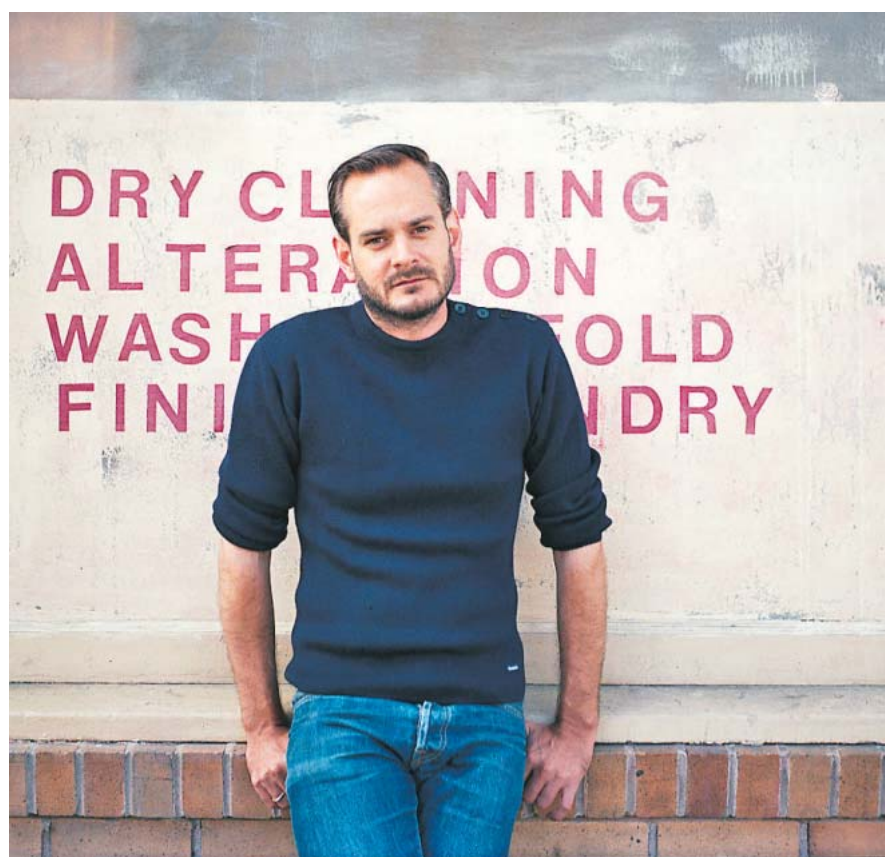


Jonas Lüscher: „Der Frühling der Barbaren“. Novelle.

Verlag C. H. Beck, München 2013. 125 S., geb., 14,95 €.

der Frage verfasst, inwieweit Literatur ein geeignetes Werkzeug ist, komplexe soziale Probleme zu beschreiben. In seiner Novelle tut der von Richard Rortys Neopragmatismus beeinflusste Autor dies, indem er die globale Finanzkrise und ihre dramatischen Auswirkungen aufgreift, ohne sie erklären zu wollen. Dem widersetzt sich schon die traditionelle Form der Novelle, die der Autor gewählt hat. Vor allem aber hat Lüscher mit Preisung einen Helden ins Zentrum seiner Geschichte gerückt, der selbst niemals handelt, der nicht eingreift und auch keine Verantwortung übernimmt.

Die Geschichte führt in die Barbarei, so viel sei an dieser Stelle verraten.



Kein Welterklärer: Jonas Lüscher

Foto Ulrike Arnold

aber wunderbar altmodisch von der Hybris des Kapitalismus und vom wirtschaftlichen Kollaps, ohne je zu moralisieren: „Während Preisung schlief, ging England unter. Es hatte sich schon am Abend zuvor abgezeichnet, aber in der Nacht hatten sich die Dinge noch einmal verschlechtert“, heißt es in der klug konstruierten Geschichte, deren beiläufiger Ton sich durch die gesamte Erzählung zieht. Preisung, Erbe eines Schweizer Unternehmens, das mit der Erfindung der Wolfram-CBC-Schaltung ein Vermögen gemacht hat, freundet sich im Hotel mit Pippa an, der Mutter des Bräutigams, die in einer rührenden Szene während eines missglückten Gedichtvortrags zur Hochzeit dem zur Schau gestellten Pomp zum Opfer fällt. Meist aber sind die Szenen vor allem grotesk, etwa als Preisung beobachtet, was ge-

Doch darf man nicht übersehen, dass Preisung inzwischen wie der Begleiter, dem er von den Begebenheiten in Tunesien erzählt, Insasse einer psychiatrischen Anstalt ist. Noch also ist nicht ausgemacht, was in dem durchaus realistisch geschilderten Szenario Realität ist und was Preisungs Wahn entspringt.

Der Autor will in einer auf analytisches Wissen fixierten Gesellschaft die Literatur als Mittel zur Beschreibung der Welt profilieren, die sich eben nicht wie mathematische Modelle mit allgemeinen Erfahrungen begnügen muss, sondern den Einzelfall betrachten kann. Das scheint die Wissenschaft zu interessieren. „Frühling der Barbaren“ ist nämlich nicht nur ein gelungenes literarisches Debüt, sondern inzwischen sogar Bestandteil von Lüscher's Promotionsschrift. SANDRA KEGEL

Kritik in Kürze

Verlorenes Kleinod

Der „Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Schalt-Jahr 1816“ hat einen wechselseitigen Vorzug: Wer Fraktur lesen kann, spart sich durch die Repräsentation den Gang in die Universitätsbibliothek; die Germanisten, die es noch nicht gelernt haben sollten, erhalten Gelegenheit zu üben – hier verhält es sich wie in der Kalendergeschichte vom krummen Tagräuber Martin, der den Richter nach seiner Verurteilung bittet, ihm das Gerichtsprotokoll seiner Taten zu schenken, um seinen Söhnen damit das Lesen beizubringen. Eine Hebel'sche Pointe? Vielleicht. Man mag dem Herausgeber Heinz Härtl trotzdem nicht glauben, dass der geeignete Leser vom Hausfreund in der Person von Johann Peter Hebel angesprochen wird; zu direkt erbaulich sind, ohne jegliche Wermutstropfen der aufs bitterlichste erst zur Ein-

kehr anhaltenden Ironie, die Kalendergeschichten, und eine geraubte Jungfernschaft wie in „Der Savoyarde“, den Härtl für Hebel zu retten versucht, hätte dieser nie als „das verlorne Kleinod“ bezeichnet. Hebel hatte sich ein Jahr zuvor aus Trotz im konfessionellen Zensurstreit von der Mitarbeit zurückgezogen; die Verfasserschaft der Lesestücke ist ein kriminalistisches Rätsel, das die Anhänge und das Nachwort dem Leser in gut dokumentierter Weise aufgeben. Härtl's Lösung, Hebel dafür zu reklamieren, verfällt auf das betrübliche Argument, dass Hebel auch früher schon „mittelmäßige und mäßige“ Stücke eingereicht habe. Es liegt also eine Edition vor, um die zu streiten sich lohnt. („Johann Peter Hebel, Aloys Schreiber und ein ‚böser Gnom‘“. *Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Schalt-Jahr 1816*. Hrsg. und Nachwort von Heinz Härtl. Wallstein Verlag, Göttingen 2012. 166 S., geb., 29,90 €.) lin

Neue Sachbücher



Von Wallace zum ersten Mal beschrieben: der Käfer *Cyriopalus wallacei*

Foto Agentur Focus / SPL

Alfred Russel Wallace, dessen Todestag sich dieses Jahr zum hundertsten Mal jährt, ist ohne Zweifel eine der faszinierendsten Gestalten der Wissenschaftsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Obwohl er sich partout nicht in Vorstellungen von einem wissenschaftlichen Helden pressen lässt. Er gilt als Mitentdecker des Prinzips des Artenwandels durch natürliche Auslese, seine Leistungen in der Biogeographie sind bahnbrechend und über jeden Zweifel erhaben. Die zweite Hälfte seines langen Lebens widmete er dem Schreiben einiger äußerst einflussreicher Bücher über seine Forschungsreisen, aber er bekannte sich auch zum Spiritismus, argumentierte gegen die Möglichkeit außerirdischen Lebens, sprach sich für die Verstaatlichung des Landbesitzes aus und bezweifelte den Nutzen des Impfens.

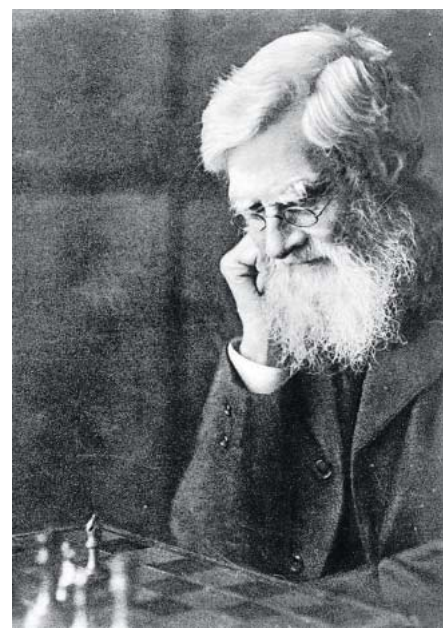
Wallace wird fast ohne Ausnahme als durch und durch bescheidener, höflicher und rücksichtsvoller Mensch beschrieben – der allerdings stets mit Leidenschaft für seine Überzeugungen einstand. Der Berliner Biologe Matthias Glaubrecht, ausgewiesener Kenner der Wissenschaftsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, legt nun die erste deutschsprachige Biographie von Wallace vor. Es hat lange gedauert, bis Wallace im deutschen Sprachraum gebührende Aufmerksamkeit fand, dafür kann Glaubrecht nun von neueren wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten über Wallace profitieren. Er schließt an deren Tendenz an, Wallace nicht mehr – wie lange üblich – auseinanderzudividieren, also die gute Wissenschaft zu loben und die anderen Aktivitäten mit Kopfschütteln zu kommentieren oder freundlich zu übergehen. Und er erweist sich dabei als überzeugender Führer durch dieses facetten- und abenteuerreiche Leben.

Wallace wird 1823 in Wales in eine vermehrte Familie der Mittelklasse geboren. Im Alter von dreizehn Jahren muss er die Schule verlassen und sich in London als Bauhandwerker durchschlagen. Dort besucht er die dem Sozialisten Robert Owen verpflichteten Abendschulen und erfährt seine bleibende politische Prägung. Nach nur einem halben Jahr zieht Wallace dann weiter und beginnt mit seinem Bruder William als Landvermesser zu arbeiten – eine Tätigkeit, die er zehn Jahre lang ausübt und die es ihm erlaubt, seine Leidenschaft für Geologie und Botanik zu entwickeln.

In den „hungrigen vierziger Jahren“ leidet das Vermessungsgeschäft von William Wallace, und Alfred verdingt sich als Lehrer in Leicester. Er lernt Henry Walter Bates – den späteren Entdecker der Mimikry – kennen, der ihn für das Käfersammeln begeistert. Zusammen lesen sie das anonym erschienene Skandalbuch „Vestiges of the History of Creation“, das eine natürliche Entwicklungsgeschichte des Kosmos und des Lebens entwirft. 1847 entscheiden sich Wallace und Bates, zum Amazonas zu reisen, dort den Ursprung der Arten zu erforschen und sich den Unterhalt durch Insektensammeln zu verdienen.

Mit nur einer kurzen Unterbrechung verbringt Wallace die nächsten vierzehn Jahre am Amazonas und im Malaiischen

Archipel. 1855 veröffentlicht er eine Arbeit, in der er die Ansicht vertritt, dass jede Art sowohl räumlich als auch zeitlich aus einer vorher existierenden, nahe verwandten Art hervorgeht. In dieser Arbeit verwendet er auch die Metapher des Baumes, um seine Hypothese zu illustrieren. 1858 schickt er einen unveröffentlichten Aufsatz an Darwin, in dem er den Mechanismus der natürlichen Auslese be-



Alfred Russel Wallace

Foto dpa

schreibt – und zwingt Darwin damit zur raschen Veröffentlichung seiner Theorie. Glaubrecht widmet sich ausführlich den Hinweisen und Indizien, die vermuten lassen, Darwin habe auf Kosten von Wallace versucht, seine Priorität zu sichern, gesteht aber ein, dass es keine handfesten Beweise für diesen Vorwurf gibt.

Angesichts der Gesamtleistung des Buches sind einige kleine Fehler leicht zu verschmerzen. So wird Wallace bei Glaubrecht zu einem Verteidiger des Spiritualismus, obwohl Spiritismus der angemesseneren Begriff gewesen wäre. Wallace wird ein unstillbares Mitteilungsbedürfnis attestiert – dies dürfte aber vor allem daran gelegen haben, dass Wallace auf die Einkünfte aus seiner Autorentätigkeit angewiesen war. Um zu überleben, musste er sich pausenlos und über zahlreiche Themen mitteilen. Das große Spektrum der Themen, die er behandelte, war allerdings nicht ausschließlich eine Folge wirtschaftlicher Notwendigkeit. Wallace sprach sich beharrlich dagegen aus, eine von politischen, sozialen und moralischen Kontexten getrennt agierende Wissenschaftlerkaste zu schaffen. Wissenschaftlerkaste für ihn dem moralischen Fortschritt der Menschheit zu dienen.

Trotz seiner eigenständigen Leistungen bleibt Wallace stets mit Darwin verbunden. Peter J. Bowler, einer der Begründer der „Darwin-Industrie“ in den siebziger und achtziger Jahre, nimmt das zum Anlass für einen Versuch in kontra-

Ein Insektensammler auf den Spuren des Artenwandels

Immer im Schatten Darwins: Matthias Glaubrecht schreibt die erste deutsche Biographie von Alfred Russel Wallace, und Peter J. Bowler treibt Biologiegeschichte im Konjunktiv.

faktischer Geschichte: Wie wäre die Wissenschaftsgeschichte der Biologie verlaufen, wenn der junge Darwin zum Beispiel bei der Reise der „Beagle“ über Bord gegangen wäre? Ein Gedankenspiel, das auch dazu einlädt, über die Rolle von Wallace nachzudenken. Hätte Wallace Darwins Rolle übernehmen können?

Bowler gibt eine klare Antwort: Nein, das hätte nicht funktioniert. Wallaces Vorstellung von der natürlichen Auslese unterscheidet sich nämlich erheblich von Darwins Ideen. Wallace schrieb 1858 sowohl von „variations“ als auch von „varieties“. Bowler behauptet, dass Wallace dabei an abweichende Populationen und nicht an Individuen innerhalb der Populationen dachte – also immer „varieties“ gemeint habe. Anders als Darwin habe Wallace nie die Arbeit von Züchtern studiert und deshalb auch nie die Bedeutung individueller Unterschiede erkennen können.

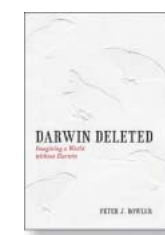
Diese Deutung Bowlers, von ihm seit vielen Jahren vertreten, ist aber nicht unumstritten. Viele Wissenschaftshistoriker vermuten, dass Wallace nur nachlässig mit seiner Terminologie war – Formulierungen zeigen, dass auch er auf der Ebene von Individuen dachte. Aber selbst wenn Wallace in einer Welt ohne Darwin die Theorie der natürlichen Auslese entwickelt hätte, folgt daraus noch nicht, dass sich die Biologiegeschichte in den vertrauten Bahnen weiterentwickelt hätte. Es zählen nicht nur Ideen: Wallace war zwar als Naturforscher anerkannt, aber er konnte sich nicht auf ein Netzwerk einflussreicher Wissenschaftler stützen. Seine soziale Außenseiterrolle hätte mit Sicherheit die Durchsetzungskraft seiner Theorie beeinträchtigt.

Eine der Hauptbotschaften von Bowlers Buch ist, dass ohne Darwin der Mechanismus der natürlichen Auslese sich erst viel später hätte durchsetzen können und die heute gepflegte Synthese aus Evolutionsbiologie und Embryologie, Evo-Devo, neunzig Jahre früher aufgekomen wäre – weil man sich die auf Gene fixierte Betrachtungsweise, die dazwischen lange den Ton angab, gespart hätte. Auch wenn Bowler die Bedeutung von Wallace wohl nicht richtig einschätzt: Sein Buch gibt viele Anstöße, über die Rolle von sozialen und politischen Faktoren der Wissenschaftsdynamik nachzudenken. THOMAS WEBER



Matthias Glaubrecht: „Am Ende des Archipels“. Alfred Russel Wallace.

Verlag Galiani, Berlin 2013. 442 S., geb., 24,99 €.



Peter J. Bowler: „Darwin Deleted“. Imagining a World Without Darwin.

University of Chicago Press, Chicago 2013. 318 S., geb., 24,99 €.

In den blinden Flecken wohnt das Leben

Von Monaden und Gedichten, Idealisten und Analytikern: Wolfgang Hogrebes philosophische Miniaturen

Ganz bekommen wir uns nie vor Augen. Und das gilt auf recht grundsätzliche Weise, meint also nicht nur, dass uns im „Dunkel des gelebten Augenblicks“, von dem Ernst Bloch sprach, einiges entgeht. Obwohl auch dieses Dunkel genauso wie seine biographische Akkumulation etwas mit dem prinzipiellen Rest zu tun hat, der sich einer Auflösung ins restlos Verständliche, Ausformulierte oder schlicht Transparente entzieht. Ein Rest, der in jeder wirklich anspruchsvollen Geschichte bleibt, die wir uns von uns selbst erzählen oder auch gleich von der Gattung oder der Welt als Ganzem.

Und weil wir um solche Geschichten letztlich gar nicht herumkommen, haben wir es auch immer mit dem Rest zu tun. Was man vielleicht am besten dort sieht, wo alles darauf hinausläuft, für restlose Transparenz und Verständlichkeit – Intelligibilität ist das alte Wort – zu sorgen. Wissenschaft fällt einem dafür gleich als eine Instanz ein, bloß spart die sich mit gutem Grund die wirklich anspruchsvollen Geschichten von uns und der Welt. Sie zeigt ja vielmehr, dass man auch ohne sie auskommen können muss (sosehr die Wissenschaftler selbst auch zu ihnen neigen mögen). Philosophie ist deshalb, was diesen Rest angeht, die bessere Adresse. Sie möchte schließlich, sofern sie sich nicht ganz verläppert, die möglichst rest-

lose Verständlichkeit auch dort, wo sie die besten Chancen hat, dieses Ziel nicht zu erreichen.

Der Bonner Philosoph Wolfram Hogrebe hat nun einen schmalen Band vorgelegt, bestehend aus einer Reihe von kurzen Stücken, die alle mit diesem Rest zu tun haben, weil er recht eigentlich der springende Punkt unserer Beziehung zur

letzter Instanz einstellt – dann geht es um den springenden Punkt.

Man kann ihn auf verschiedene Weise fassen. Mit der Feststellung, dass es keine überzeugende, also ohne blinde Flecken operierende Beschreibung gibt, in der wir schlicht in die objektive Welt – altertümlich und wieder evolutionsbiologisch neu: die Natur – eingefügt sind; dass wir selbstverständlich in dieser Welt sind, aber doch nicht in ihr aufgehen; dass wir immer schon in einem Raum der Gründe agieren, der mit dem Raum der natürlichen Ursachen nicht zusammengeht, obwohl er doch irgendwie aus Letzterem hervorgegangen sein muss; dass wir als intentionale Wesen zwar einen Anfang haben müssen, aber ihn nie vor uns haben werden, so wenig wie ein Ende, an dessen faktischem Eintreffen doch gar nicht zu zweifeln ist; dass wir den Raum der Bedeutungen, den diese Intentionen aufspannen, nie ausgeschöpft haben werden; dass das analytisch Explizite immer eine Fülle des Impliziten einschließt, ohne die es hinfallig wäre; oder dass selbst dann, wenn wir uns die Welt mit einem alten Philosophen als lückenlos integriertes Ganzes vorstellen, wir selbst immer noch für Unschärfen dieser Ordnung sorgen.



Wolfram Hogrebe: „Der implizite Mensch“.

Akademie Verlag, Berlin 2013. 183 S., geb., 49,80 €.

Welt und zu uns selbst ist. Was freilich nicht heißt, dass man ihn immer schon dort vor sich hat, wo begriffliche Transparenz und analytisch nachvollziehbare Übersichtlichkeit nachlassen. Es kommt schon darauf an, dass solche Auslassung nicht bloß unterläuft – eine einfache Sache –, sondern wirklich unausweichlich wird. Und gleichgültig, ob diese Unausweichlichkeit nun direkt angesteuert war oder sich als ungebetene Verlegenheit in

gehen, um präsent und lebendig zu halten, worauf sie verweisen. Hogrebes Miniaturen haben genau das vor Augen. Das philosophische Terrain, das sie dabei durchmessen, das heißt da und dort berühren, ist weit: etwa die Monadenwelt von Leibniz, die Entwicklungsgeschichten der deutschen Idealisten – mit leichtem Vorteil für Schelling, gerade weil er den Rest hartnäckig festhält –, Paul Valéry über die Seele oder auch Willard Van Orman Quines hartnäckige Versuche, eine Art verwissenschaftlichter Metaphysik ohne Rest hinzubekommen.

Lehrhaft resümiert werden diese und mancher andere Referenzen nicht, eher als Winke benutzt, an denen der Autor seinen Parcours orientiert. Ein Parcours, der auf seine Weise das Implizite pflegt, von dem er handelt. Was auf keine Lizenz hinausläuft – nichts ist leichter als Abgründigkeit –, sondern auf eine recht feingeschiffene Form. Problemlösungen werden hier nicht beschworen, eher wird daran erinnert, dass Philosophie Problemen allenfalls zuvorkommt – und was dann noch bleibt, steht nicht zur glatten Lösung an.

Bei der Lektüre dieses Bandes bemerkt man erst, wie sehr solches Philosophieren in knapper, prägnanter und bei aller spielerischen Umwegigkeit doch disziplinierter Form mittlerweile außer Gebrauch gekommen ist. HELMUT MAYER